

Laudatio für Kevin Brooks

Preisverleihung *Buxtehuder Bulle*, 24.11.2006

Dear Kevin Brooks, sehr geehrter Herr Bürgermeister, liebe Frau Bruns-Decker, Frau Mensching, lieber Winfried Ziemann, liebe Jurimitglieder und Literaturfreunde!

Ich freue mich wieder hier zu sein und es ist mir eine Ehre, heute an dieser Stelle sprechen zu dürfen.

Man sollte vielleicht jedes Buch zweimal lesen, zumindest jedes lesenswerte. Ein solches Buch ist *Lucas*, Kevin Brooks zweiter Jugendroman, der heute mit dem *Buxtehuder Bullen* ausgezeichnet wird.

Das erste Mal las ich den Roman, nachdem sein Sieg über die anderen nominierten Bücher feststand – im Sommer irgendwann. Ich ließ mich vom ersten Absatz der rückblickenden Erzählung hineinziehen in den Sog einer spannenden und überaus dichten Handlung, in der sich innere und äußere Dramatik in einem kunstvoll gestalteten Text immer intensiver verbinden und schließlich zur Deckung kommen.

Das zweite Mal las ich es in der vergangenen Woche, nun in gemäßigtem Tempo, mit den suchenden und analytischen Augen derjenigen, die dem Autor anlässlich der Preisverleihung die Laudatio halten sollte. Dabei entdeckte ich einiges für die Textstruktur Bedeutes, was ich vorher schlichtweg überlesen hatte. Aber vielleicht ist ja gerade das das Geheimnis eines guten Textes: Die Gestaltungsmittel funktionieren, ohne dass die Leser merken, wie ihnen geschieht!

Und noch etwas anderes passierte beim zweiten Lesen. Ich hatte das Gefühl, den Autor kennen zu lernen, etwas über seine Person zu erfahren. Nicht im Sinn überprüfbarer Daten, die zwar interessant sein können, oft aber nicht besonders viel aussagen – sondern auf einer tieferen Ebene, einer Ebene, die es mir möglich machte, ihm in und zwischen den Zeilen seines Buches persönlich zu begegnen, ohne ihn jemals gesehen zu haben.

Deshalb möchte ich heute darauf verzichten, biographische und bibliographische Daten wiederzugeben, die in diversen Quellen, sowie im Programmheft nachzulesen sind und die ich nur hätte abschreiben können. Vielmehr will ich den Versuch wagen, dem Autor, geboren im März 1959 in Exeter, Devon (so viel sei doch gesagt!), über sein Buch auf die Spur zu kommen.

Ich stelle mir Kevin Brooks vor, wie er an seinem Schreibtisch sitzt – wenn er denn einen hat, ... und wenn er einen hat, stelle ich mir vor, dass es dort so ähnlich aussieht, wie auf Caits Dachboden, dass die Schreibtischplatte bedeckt ist mit Papieren, Büchern und allerlei Krimskrams, persönlichen Dingen, die sich dort angesammelt haben ... Neben ihm, nach einem Spaziergang, in voller Länge ausgestreckt einer seiner Hunde, oder auch beide. Ich stelle mir also vor, wie Kevin Brooks dort sitzt, zurückgelehnt, mit halb geschlossenen Augen, und sich seinerseits vorstellt, die fünfzehnjährige Caitlin McCann zu sein, die sich gerade in einer äußerst misslichen Lage befindet:

Sie liegt unter dem Bett ihres Bruders, wo sie sich im letzten Augenblick vor ihm und Jamie

Tate versteckt hat und nun vor Angst fast vergeht. Er stellt sich vor, was sie fühlt, als sich ausgerechnet Jamie, dieser sexbesessene Widerling, der sie am Bunker belästigt hat, im Bett über ihr niederlässt ... wie sie den Kopf an den harten Boden presst, um den herabsinkenden Matratzenfedern auszuweichen und dem Staub, der auf sie nieder rieselt. Was sie fühlt, als sie sich unfreiwillig das hohle, grobe und schmutzige Geschwätz zweier betrunkenen junger Männer über Sex und Mädchen anhören muss ...

Ein besonderes Phänomen des Romans ist für mich, dass der Autor in ein junges Mädchen geschlüpft ist, die gesamte Geschichte aus ihrer Sicht erzählt und dabei das Geschlecht, dem er selbst angehört, konsequent von außen, beziehungsweise kontrovers betrachtet hat.

Der Roman Lucas hätte auch von einer Frau geschrieben sein können, so sehr ist es dem Autor gelungen, sich in die Psyche und Wahrnehmung der jungen Icherzählerin Cait zu versetzen und ihr eine authentisch wirkende Stimme zu geben, mit der sie über sich, das Geschehen, Gedanken und Gefühle erzählt.

Und über Lucas, den Fremdling, der eines Tages auf der Insel auftaucht und das Leben dort aus dem Gleichgewicht bringt. Stein des Anstoßes und Lichtgestalt zugleich, eine Figur die letztlich nicht fassbar wird – jedoch überhöht und verklärt durch Caits tief gehende Gefühle für ihn.

Geschichten sind keine Fakten, Cait, auch nicht Details. Geschichten sind Gefühle. Du hast doch deine Gefühle, oder etwa nicht?, sagt der Vater ganz am Anfang des Buches, als er Cait auffordert, sich „eine Geschichte zu weinen“.

Nicht von ungefähr, glaube ich, hat der Autor als Handlungsort eine Insel gewählt. Die Insel ist ebenso prototypisches Bild für eine geschlossene Gesellschaft wie für einen Ort der Einsamkeit, durchaus im positiven Sinn: ein Ort an dem man ganz bei sich sein und existenzielle Fragen stellen kann. In beiderlei Hinsicht hat er die Insel literarisch genutzt.

Immer wieder findet man im Fortgang der Handlung detaillierte Beschreibungen der Landschaft und der Elemente Licht, Erde, Wind und Wasser. Diese Textstellen sind von ungeheurer Intensität, sie wirken wie ein Innehalten und gleichzeitig spiegelt sich in ihnen das Substanzielle der Handlung wider, oft in Vorwegnahme dessen, was geschehen wird, als wäre das, was sich unter den Menschen und in der Natur abspielt, dem Wesen nach gleich, als liefe alles auf einen geheimen Zusammenhang hinaus.

Ich greife ein Beispiel heraus, das mich in seiner sinnlichen Kraft besonders beeindruckt hat. Es geht um das Watt, das selbst für die Einheimischen viel Unwägbares birgt, ein Ort, an dem man für immer im Schlamm versinken kann, wenn man die Pfade nicht kennt, unter denen es festen Boden gibt. Das Watt auch der Ort, an dem Lucas sterben wird.

Wir blieben am Rand des Watts stehen. Ich hatte noch nie so dicht davor gestanden. Meine Sinne waren aufgewühlt von dieser morbiden Schönheit. Der Geruch von Verwesung war jetzt stärker. Es war der Geruch stehenden Wassers in den Tümpeln, der saure Geschmack uralter gewordenen Schlamms. Der Regen hatte aufgehört und eine bleiche Sonne kämpfte sich durch die Wolken. Der sich ständig umschichtende Schlick des Watts lag vor uns ausgebreitet, den ganzen Weg hinüber bis zum Wald, eine schleimige braune Fläche, die im schwachen Licht matt schimmerte. Schwache blubbernde Geräusche trieben von der Oberfläche herüber. Tröpfeln, Klicken und wässriges Ploppen, die Geräusche von Würmern und Muscheln,

die ihren schlammigen Tätigkeiten nachgingen, wie sie es schon seit Millionen von Jahren taten. So muss es gewesen sein, dachte ich. Nichts zum Erinnern, nichts zum Besitzen. Licht. Dunkelheit. Keine Wörter zum Nachdenken. Kein morgen. Keine Namen, keine Geschichte ... Der in allen Facetten schillernde Schatz an Worten, mit denen der Autor die Leser Landschaft und Natur bildlich so wahrnehmen lässt, als seien sie gerade selbst vor Ort, scheint ihm nie auszugehen. Seine Beobachtungen (mit Cairns Augen) genau, die Sprache poetisch. Ich stelle mir Kevin Brooks vor – an einem Novembertag wie diesem. Unterwegs mit seinen Hunden, die sich gegenseitig durch feuchte Laubberge jagen – Blätter wirbeln auf, einzelne haften am Fell – Gedanken wirbeln auf, Bilder nisten sich ein ..., er wird sie hervorholen, irgendwann, wenn er sie braucht.

Ich war ein Niemand, nichts als ein dummes Mädchen, das er am Strand getroffen hat, noch so ein dumpfer Inselbewohner ..., so Cairns Gedanken, als sie sich Lucas am Strand nähert. Die Bezeichnung *dumpfer Inselbewohner* drückt auf vereinfachte Weise aus, wie sich die geschlossene Inselgesellschaft bei näherer Betrachtung darstellt.

Es ist eine Gesellschaft, wie wir alle sie kennen, denn wir leben in ihr.

Von außen betrachtet erscheint sie zunächst ganz harmlos und im Normalfall ist sie es sicherlich auch. Eine Gesellschaft, die ihre Feste zu feiern weiß, feucht fröhlich mit Whiskey und Bier, die ihre örtlichen Kulturveranstaltungen und Wohltätigkeitsvereine hat, einen Tierschutzbund, eine Bücherei ... man kennt sich, ist sich wohl oder auch weniger wohl gesonnen, man bleibt unter sich und alles bleibt noch im Rahmen. Und dann sind da die jungen Leute. Gelangweilt bis zum Überdruß, aggressiv auf der Suche nach Befreiung und Befriedigung, die sie nicht finden können, weil sie weder eine Beziehung zu sich selbst noch zu anderen haben, verloren in ihrer Gier nach Geltung und Vergnügen. Jedes Mittel ist ihnen da recht. Alkohol, Koks, Gras ... Cait bringt es auf den Punkt, als sie über Angel, eines der Mädchen, sagt: *Ich sah ihr in die Augen, versuchte hinter ihre Fassade zu blicken, mir vorzustellen, wie sie wohl sein mochte, wenn sie allein war ... aber ich konnte nichts sehen. Solche Mädchen sind nie allein, denn ohne andere Leute müssten sie auf einmal sie selbst sein, aber sich selbst halten sie gar nicht aus.*

An der Spitze der Inselgang Jamie Tate, erfolgreicher Sportler, Sohn eines Parlamentsabgeordneten und aufsteigender Stern an der Universität Oxford.

In diese geschlossene Gesellschaft bricht der junge Vagabund Lucas ein, das heißt, eigentlich hält er sich von ihr fern, taucht nur eines Tages auf und sucht sich ein Versteck auf einem *zerklüfteten Inselchen jenseits des Watts*, wo er ungestört für sich sein kann. Aber gerade sein Fernbleiben wird als Provokation aufgefasst. Wer nicht dazu gehören will, ist zwangsläufig verdächtig!

Die Menschen mögen es nicht, wenn sie nicht wissen, wer du bist. Sie mögen es nicht, wenn etwas nicht in ihr Schema passt. So etwas erschreckt sie. Sie würden es lieber mit einem Monster aushalten, das sie kennen, als mit einem Geheimnis, das sie nicht kennen., sagt Lucas dazu.

Und Jamie drückt es so aus: *Das ist unsere Insel, McCann. Wir leben hier, die meisten von uns sind hier geboren. Das ist unser Zuhause ... man lässt doch keine Scheiße ins eigene Heim, oder? Die hält man sich schön vom Leib – oder?*

Kevin Brooks scheint sie gut zu kennen, die Mechanismen der Ausgrenzung.

Wie bewegt sich nun Cait in diesem Zusammenhang? Was für ein Mädchen ist sie?

Sie liebt die Insel, lange Spaziergänge mit ihrem Hund Deeper, den sie ebenso liebt. Wenn sie mit ihm unterwegs ist, fühlt sie sich frei. Mit wachem Blick nimmt sie ihre Umgebung wahr. Allein in der Natur, *weg von sämtlichen Leuten*, wie schon als Kind in ihrem selbst gebauten Versteck auf dem Dachboden, *ihrem geheimen Ort*, fühlt sie sich sicher.

Eine Welt, die genauso war, wie ich sie wollte... sagt sie dazu. Oder: *Ich musste raus, über den Strand laufen, die Meeresbrise in meinen Haaren spüren und das Rauschen der Wellen hören, wenn sie auf den Strand schlugen. Ich musste den Horizont sehen und mich fragen, was wohl dahinter lag, Vögel beobachten und spüren, dass ich wieder zurück war, dort wo ich hin gehörte.*

Anders ist es, wenn sie sich selbst im Zusammenhang mit den jungen Leuten der Insel sieht, dann verlässt sie diese Sicherheit.

Ich bin okay, ich bin in Ordnung, ich seh ganz nett aus – aber ich bin nichts Besonderes.

So Cait über sich. Oder: *... Und was war ich? Nichts. Nur ein merkwürdiges kleines Mädchen mit Puscheln im Haar, ein Mädchen, das immer die gleichen Klamotten trug. Die mutterlose Tochter eines Schriftstellers ohne Frau.*

Cait, ein Mädchen im Umbruch. Wie auch ihr Vater nimmt sie alles ein wenig zu schwer, und das Erwachsenwerden deprimiert sie. Sie bemüht sich, freundlich, bzw. nicht unhöflich zu sein, ist hin und her gerissen zwischen dem Wunsch nach Zugehörigkeit und Anerkennung einerseits und dem Bestreben, sich abzugrenzen andererseits. In mehrfacher Hinsicht hat sie es nicht leicht. Ihr Bruder Domenic, in den Semesterferien nach Hause gekommen, sorgt für Spannungen, weil er in das Fahrwasser von Jamie Tate und dessen Clique gerät. Das gleiche gilt für Bill, Caits beste Freundin, die im Gegensatz zu Cait mit aller Macht erwachsen werden und deshalb ihre Erfahrungen machen will. Das Niveau, auf dem sich die Jugendlichen insgesamt bewegen, bringt Cait einmal sehr drastisch zum Ausdruck: *Ich kam mir vor wie aus dem Niemandsland gerissen und klatsch! mitten in eine billige australische Seifenoper geworfen, wo sich alles nur um Titten, Hintern und Sex dreht. Mir stank es.*

Cait ihrerseits muss hinnehmen, dass die anderen sie nicht mehr für voll nehmen, weil sie nicht mitmacht. Das schmerzt, besonders im Hinblick auf Domenic und Bill, denen sie sich verbunden fühlt. Simon, der Freund, mit dem sie im Tierschutzbund zusammenarbeitet, ist da kein Trost, sondern eher so etwas wie ein „Klotz am Bein“. Auch er wird von den anderen schief angesehen, weil er nicht ins Schema passt.

Ebenso wenig ins Schema passt Caits Vater John McCann, der nach dem Unfalltod seiner Frau mit Schulgefühlen und einer tiefen Trauer belastet ist, die er nicht ausleben, also auch nicht bewältigen kann.

Nicht das die Inselbewohner Dad nicht mögen, sagt Cait. *... Dass sie ihn nicht mögen, kann ich mir nicht vorstellen. Na ja, ein paar vielleicht. Sie finden ihn vielleicht ein bisschen komisch. Ein bisschen heruntergekommen. Ein bisschen unangenehm. Er trinkt, weißt du. Raucht Gras. Schreibt Bücher. Und, was das Schlimmste ist, er ist nicht von der Insel.*

Dass der Vater regelmäßig und meist auch zu viel Alkohol trinkt, bedrückt Cait. Sie macht sich Sorgen um ihn, kann seine Traurigkeit manchmal kaum ertragen.

Das Problem mit Dad ist, er hat zu viel Traurigkeit in den Knochen. ... Als ich an jenem Abend das Haus verließ, schaute ich hinüber zum Fenster seines Arbeitszimmers und sah ihn, über den Schreibtisch gebeugt, in seinen Bildschirm starren, eine Zigarette rauchen und irischen Whiskey schlürfen. Er sah so traurig aus, dass ich hätte heulen können. Es war der unverhüllte Blick der Trauer, wie man ihn selten sieht, der Blick eines Menschen, der sich alleine glaubt.

Wie Cait damit umgeht, zeigt eindrucksvoll folgende kleine Szene:

„Dad“, sagte ich.

„Ja, Kleines?“

„Trink nicht zu viel, okay?“

„Okay.“

„Bitte.“

„Ich geb dir mein Wort.“ Er kam zu mir und küsste mich, dann schlurfte er hinaus, zurück in sein Arbeitszimmer. Sein Atem roch nach Whiskey und süßem Tabak.

Die Beziehung zwischen Vater und Tochter, deren tiefe, alles umfassende Zuneigung von einer großen gegenseitigen Akzeptanz getragen wird, ist für mich das Herz des Buches. Von ihr geht trotz der furchtbaren Ereignisse etwas Tröstliches aus, weil alles, was das Leben bereit hält, das Schöne wie das Hässliche, das Helle wie das Dunkle, seinen Platz darin hat. Weil Vater und Tochter sowohl miteinander reden, wie auch das Schweigen des anderen hinnehmen können und ihr gegenseitiges Vertrauen unerschütterlich ist.

Ich verstehe, wenn du mir etwas nicht sagst. Das ist normal. Ich sage nicht, dass es mich freut, denn das tut es wirklich nicht, aber ich kann damit leben. Ich vertraue dir – selbst wenn du Fehler machst. Das ist schon in Ordnung. ... Das Einzige, was zählt, ist, dass du deine eigenen Regeln kennst. Wenn du sie nicht kennst, wirst du nicht merken, wann du sie brichst., sagt der Vater einmal.

Cait kennt ihre Regeln. Deshalb ist sie, im Gegensatz zur eigenen Einschätzung eben doch etwas Besonderes. Sie hat einen Bezug zu sich selbst, kann ihre Unsicherheiten wahrnehmen und auch ihre Stärken. Und sie ist absolut ehrlich mit sich selbst. Dies zeigt sich besonders deutlich, als sie über ihr gemeinsames Verhalten Simon gegenüber spricht.

... Ich hatte ihn erniedrigt, von oben herab behandelt, ich hatte ihm seine Freundschaft ins Gesicht geschleudert. ... Und es war völlig gleichgültig, wie sehr ich es bereute ... Meine Grausamkeit war unauslöschlich. ...

Ich wünschte, ich könnte sagen, ich wusste nicht, was ich tat, aber ich wusste es – ich wusste ganz genau, was ich tat. Gerade das machte es so schrecklich.

Auch Cait hat ihre Abgründe.

Vom ersten Moment ihrer Begegnung an ist sie fasziniert von Lucas, dem schwächtigen, gut aussehenden Jungen mit den hellen Haaren und blassblauen Augen, der unvermittelt aus dem Nichts auftaucht und am Ende im Nichts versinkt. Mit ihm hält etwas nicht Fassbares, Magisches Einzug auf der Insel und in Caits Leben.

Anders als die übrigen Figuren des Buches, die realistisch angelegt sind, empfinde ich Lucas in erster Linie als literarische Kunstfigur. Er trägt so etwas wie ein Kostüm, erscheint mir wie ein Held aus einem altertümlichen, fantastischen Roman, der sich in die reale Welt verirrt hat

oder vom Autor dort hinein versetzt worden ist. Alles, was seine Identität näher bestimmen könnte, bleibt im Dunkeln, aber für Cait hat das keine Bedeutung. Für sie verkörpert er das, wovon sie träumt und was ihrem eigenen Wesen entspricht. Es scheint, als sei mit ihm der letzte Augenblick ihrer Kindheit gekommen.

Die Sonne stand direkt hinter ihm und bildete in einem grellweißen Lichthof seine Silhouette ab. Während ich schaute, spielte mein Verstand verrückt: Für einen winzigen Augenblick war ich ein fünfjähriges Mädchen, das auf dem Knie meines Vaters saß und die Seiten eines altmodischen Bilderbuchs anguckte – Bilder von Engeln.

Die Association „Engel“ entsteht einige Male, auch im Schlussbild, bevor Lucas im Watt versinkt. Außerdem scheint es eine unerklärliche Übereinstimmung zwischen dem Vater und ihm zu geben. Lucas, der die Bücher des Vaters kennt, dessen Zitate ausspricht und dessen traurigen Blick hat.

Sein Blick erinnerte mich an Dad. Es war der unverhüllte Blick der Trauer, der Blick eines Menschen, der sich alleine glaubt. Ich mochte diesen Blick nicht. Er stand ihm zu gut.

Wie in vielen wichtigen Textstellen, die mehrmals auftauchen (zum Beispiel über das Watt oder den Dachboden) wiederholt sich der Autor hier wortwörtlich mit nur leichten Modifikationen. Auch das habe ich erst beim zweiten Lesen entdeckt, und ich bin überzeugt, es steckt eine Absicht dahinter.

Da ist viel Rätselhaftes an Lucas: Seine unmittelbare Verbindung zur Natur, auch zu Deeper, der sich ihm gegenüber geradezu ehrfürchtig verhält, Lucas kennt den sicheren Weg durch das Watt, weil er wahrnehmen kann, wie *der feste Boden die Luft färbt*, er kann die Zukunft voraussehen, bezeichnet sich selbst als unverletzbar, verbreitet eine *geisterhafte Stille*, hat eine fatalistische Haltung gegenüber dem Tod, ist für Cait immer dann zur Stelle, wenn sie ihn herbeisehnt oder braucht, und in seiner Gegenwart scheint die Zeit still zu stehen, vereinen sich Vergänglichkeit und Ewigkeit, zu einem einzigen Moment, in dem nur das Wesentliche zählt.

Vor allem aber ist er das Gegenmodell zu Jamie Tate und seinen Anhängern. Er ermöglicht Cait Gefühle, die sie im Zusammenhang mit den Jugendlichen der Insel nicht mehr haben kann, holt sie noch einmal in die heile Welt der Kindheit zurück.

Ist Lucas die Verkörperung von Caits Traum, von ihrer Sehnsucht nach dem Idealen, nach Harmonie mit sich selbst und der übrigen Welt? Ist er vielleicht die Geschichte, die sie sich weint? Viele Bilder im Text enthalten mythische Anspielungen, und immer wieder entsteht in dem Zusammenhang eine Verbindung zum Vater, dem Schriftsteller. Da heißt es schon am Anfang des Buches:

*Dad hat mir mal erzählt, dass der Wind Zauberkraft besitzt und einem, wenn man nur genau zuhört, das erzählt, **was man hören möchte**. Ich weiß nicht, ob ich an Magie glaube ...*

Und in der Nacht von Lucas' Tod, als sie eine von ihm geschnitzte kleine Holzfigur, eine Abbildung von Deeper, in der Hand hält:

Der Wind brüllte seine Wildheit in die Bäume und ich horchte genau, auf der Suche nach der Magie. Sie war da. Ich wusste, dass sie da war. In der Ulme hinten im Garten, in den Pappeln am Weg entlang, in der alten Eiche auf der Wiese hinter dem Haus ... Sie war da. Sie war ganz nah. Ich fühlte sie kommen.

Unmittelbar danach erscheint Lucas in Caits Zimmer und noch etwas später ereignet sich

folgende rätselhafte Szene:

Cait sagt zum Vater: *Ich versuche zu tun, was ich für richtig halte, Dad, aber es geht immer schief.*

„Ich weiß.“

„Ja?“

Er zog Lucas' geschnitzte Figur unter meiner Decke vor und klopfte damit gegen meinen Handrücken. „Du bist nicht die einzige, die dem Wind gelauscht hat.“

Ich könnte noch viele Textstellen nennen, in denen Mystisches anklingt, und ich werde das Gefühl nicht los, dass der Autor hintergründig mit den Wahrnehmungsebenen spielt. Es reizt mich sehr, das literarische Rätsel zu lösen. Vielleicht werde ich deshalb das Buch noch ein drittes Mal lesen, aber dann wird es zur Abwechslung die englische Ausgabe sein.

Unabhängig davon, ob man nun in Lucas nur einen unnahbaren, aber durchaus real existierenden Außenseiter sieht, dessen Rätsel in seiner Kindheitsgeschichte verborgen ist, oder ob man ihn in dem Sinn betrachtet, wie es mir nahe zu liegen scheint: Sein Auftauchen auf der Insel hat die Funktion einer Katalyse. An ihm scheiden sich Gut und Böse, er bewirkt, dass die Inselbewohner ihr wahres Gesicht zeigen und die lange unter der Decke schwelende Gewalt zum Ausbruch kommt. Damit trägt er auch zu einer Klärung bei, denn diejenigen, die sich zwischen den Fronten verloren hatten (Domenic und Bill), finden wieder zu sich selbst zurück.

Bevor es jedoch so weit ist, geschehen furchtbare Dinge. Jamie, der Lucas' Anwesenheit nicht ertragen kann, weil er durch einen Jungen wie ihn sich selbst und seine Machtposition in Frage stellen muss, beschließt Lucas zusammen mit Domenic und einem Freund aufzulauern, um ihn so zu verprügeln, dass er die Insel verlässt. Als Cait davon erfährt und Lucas helfen will, wird sie am Treffpunkt von Jamie entdeckt und beinahe vergewaltigt. Lucas geht im letzten Moment dazwischen und zeigt, dass auch er Gewalt ausüben kann.

Insgesamt scheut der Autor nicht davor zurück, solche brutalen Szenen bis in alle Details zu schildern. Die Szene, in der Lucas Jamie mit dem Messer bedroht und Anstalten macht, ihn zu kastrieren, gehört zu den härtesten. Hier zeigt die Gewalt ihr nacktes Gesicht. Völlig emotionslos und einfach, als bloße Kraft *ins Zentrum der Dinge vorstoßend*, wie Cait es ausdrückt. Und obwohl es sie vor Jamie rettet, gefällt es ihr nicht.

Im Anschluss an dieses Ereignis nimmt das Geschehen seinen unheilvollen Lauf. Alles, was an Perversität unter den Insulanern verbreitet ist, wird nun Lucas angelastet. Selbst seine gute Tat, die Rettung eines kleinen Mädchens vorm Ertrinken, wird in diesem Licht betrachtet und in ihr Gegenteil verkehrt.

Jamie sorgt außerdem dafür, dass Angel vorgibt, Lucas habe sie vergewaltigt. Als sie auf dem Sommerfest mit Jamie im Bunker Sex hat und anschließend von Jamies Verlobter Sarah mit dem Messer übel zugerichtet wird, muss Lucas auch hierfür als Täter herhalten. Der bereits vorhandene, unverhohlene Fremdenhass hat damit seine Legitimation gefunden, kann nun wie ein Tumor ungehindert wachsen und führt schließlich zur allgemeinen Entschlossenheit, den Fremdling auszumerzen. Sehr anschaulich stellt der Autor dar, wie sich die Masse allmählich in eine Bestie verwandelt, der man nicht mehr Einhalt gebieten kann.

Als der Mob sich vor John McCanns Haus einfindet und die Herausgabe von Lucas fordert,

heißt es: *Dad ... fasste die Menge ins Auge. Wie ein einziger zusammenhangloser Organismus starrten sie zurück – fünfzig glühende Augen durch den Regen. Domenic trat vor und stellte sich neben Dad. Die Bestie, in die sich die Menge verwandelt hatte, ließ ihre Augen blitzen – und dann bewegte sie sich. Knirsch, knirsch ... fünfzig Beine und fünfzig Arme, eine gedankenlose Masse Fleisch und Knochen folgte einer inneren Reizung.*

Die McCanns können nichts tun. Cait sieht alles, weiß im Voraus, was geschehen wird und ist an dieser Entwicklung nicht ganz unschuldig. Auch ihr Schweigen über ihre Erfahrungen mit Jamie hat die Eskalation möglich gemacht.

Durch Lucas hat sie noch einmal das Gefühl unbeschwertem Glücks erlebt, bevor sie in einem traumatischen Moment endgültig aus der Kindheit gerissen wird und sich von nun an in der zerstörerischen Welt der Erwachsenen zurechtfinden muss. *Es war mein Ende*, sagt sie. Danach ist sie eine Zeit lang dem Schmerz und dem eigenen Chaos ausgeliefert.

Und doch bleibt ihr etwas von dem, was sie mit Lucas verbunden hat. Es hat seinen Raum in ihrer Erinnerung, in der wechselnden Ausstrahlung der von Lucas geschnitzten Figur, und in der Beziehung zum Vater.

Jetzt gerade, als ich das geschnitzte Gesicht ins Licht halte, sehe ich uns alle drei vereint. Drei Gesichter in einem. Das habe ich vorher noch nie gesehen. Es sieht schön aus.

Dad schreibt Bücher für Jugendliche oder junge Erwachsene, wie die Buchhändler gern sagen. ... Es sind solche, die für Preise nominiert werden, sie aber nie gewinnen, solche die von Zeitungen verrissen werden, weil sie angeblich unmoralisch sind, ein schlechtes Beispiel geben und die Unschuld unserer Jugend zerstören. In jedem Fall sind es Bücher, mit denen man nicht besonders viel Geld verdient., erklärt Cait.

Mit dem Buch *Lucas* verhält es sich anders.

Es ist nicht nur für etliche Preise nominiert worden, sondern hat inzwischen auch drei gewonnen. Im Oktober erhielt es den Preis der Jugendjury des Deutschen Literaturpreises, heute wird es mit dem *Buxtehuder Bullen* ausgezeichnet. Die beiden deutschen Preise haben etwas gemeinsam. Sie sind von einer Leserjury vergeben worden, in der Jugendliche maßgeblich beteiligt waren. Acht von elf Jugendlichen in der Buxtehuder Jury haben Lucas auf Platz eins und zwei gesetzt.

Es scheint also, dass die Raum einnehmenden Landschaftsbeschreibungen die jungen Leute nicht abgeschreckt haben. Dass die Dichte der Bilder und Assoziationen kein Hindernis waren, sich auf die Geschichte einzulassen. Offensichtlich haben die Jugendlichen etwas darin gefunden, was ihnen entspricht und was sie auszeichnen wollten.

Als ich in diesem Jahr auf der Frankfurter Buchmesse war, wurde ich wie jedes Mal von der Flut der Neuerscheinungen erschlagen. Und dabei sprang mir geradezu ins Auge, dass im Bereich der Covergestaltung eine Materialschlacht ausgebrochen ist. Da konkurrieren Glitzer- und Glanzfolien, Holographien, Prägedrucke, Gold-, Silber und Spotlackierungen, schreiende Farben, flächige, comichafte Figuren ... Das Buch als Massenware, bei der es darauf ankommt, um jeden Preis aufzufallen. Also die Verpackung so aufdringlich und viel versprechend wie nur eben möglich. Der Inhalt vielleicht Nebensache.

Wer nimmt sich noch die Zeit, über den Klappentext hinaus in ein Buch hineinzulesen, bevor er es kauft?

Gibt es in den Buchläden der großen Ketten, wo sich unter Marketinggesichtspunkten bestimmte Bücher auf den Tischen stapeln und andere noch nicht einmal im Regal stehen, noch Buchhändler, die über Inhalte Bescheid wissen und ihre Kunden beraten wollen? Zählt noch das, was Lesern Perspektiven eröffnen könnte oder nur noch das, was sich gut verkauft?

Im Kinder- und Jugendbuchbereich, wo häufig nur Aushilfskräfte eingesetzt werden, findet zunehmend weniger Beratung statt! Anspruchsvolle Bücher mit literarischer Qualität – und unter Jugendbüchern gibt es davon eine ganze Menge – haben da nur noch geringe Chancen überhaupt zu den Lesern zu gelangen, zumal das Verfallsdatum von Büchern aufgrund von Remissionsbedingungen, denen auch die Verlage ausgeliefert sind, unter dem von Yoghurt liegt!

In diesem Zusammenhang zitiere ich einen Ausspruch des Verlagsleiters von Hanser, kürzlich im Börsenblatt erschienen: *Wenn man von Sach- und Bilderbüchern absieht, kommt der Buchhandel oft mit drei Tischen gut aus. Auf dem ersten stapeln sich „Wilde Fußballkerle“, auf dem zweiten Girlie- Glitzerbücher und auf dem dritten Fantasy. Romane besonderer Güte finden darauf keinen Platz. Das führt zu Reichtum am Immergleichen und zu Armut an Vielfalt. Vielleicht werden wir uns bald beklagen, dass die Jugendlichen nicht mehr den Weg zur ernstesten Literatur finden.*

Nun, sie können ihn finden, wie man sieht. Sie sind sogar in der Lage, qualifizierte Entscheidungen über Preisvergaben zu treffen. Allerdings müssen sie sicher sehr viel mehr Gelegenheiten erhalten, sich als ernst zu nehmende Rezipienten zu zeigen.

Als Winfried Ziemann 1971 den *Buxtehuder Bullen* initiierte, wusste er genau, warum er von vorneherein zur Hälfte Jugendliche in der Jury haben wollte. Er hatte schon damals Vertrauen in ihr Urteilsvermögen und wollte ihnen, indem er sie als junge, fast erwachsene Menschen ernst nahm, den Weg in die Literatur ebnen.

In einer Gesellschaft, in der ein ausufernder Konsum in allen Bereichen fehlende Bezüge zu sich selbst und zu Anderen ersetzen muss, in der das Individuelle zunehmend in Massenphänomenen untergeht und der Markt die Wertvorstellungen diktiert, in einer Gesellschaft, in der zerstörerische Kräfte überhand nehmen und aufgrund frühkindlicher Vernachlässigung allgemeine Verrohung und Gewaltbereitschaft wachsen, ist es umso bedauerlicher, wenn eine Buchmarktentwicklung dazu führt, dass auch im Bereich der Literatur das Angebot der Bücher sinkt, die jungen Menschen den Raum geben, existenzielle Fragen zu stellen und sich mit der Welt, dem Leben, dem Anderen und sich selbst auseinander zu setzen. Ich meine das Angebot von Büchern, die so etwas wie „Bezugspersonen“ und damit Anker sein können.

Lucas ist so ein Buch. Es öffnet nicht nur die Augen, sondern auch die Herzen, und beim Lesen entsteht eine Vorstellung von dem, was möglich sein kann, wenn man zerstörerischen Kräften etwas entgegen zu setzen hat. Es entsteht ein Bild von Liebe, die sich nicht am Perfekten orientiert, sondern gerade dort ihre Stärke entfaltet, wo sie den Anderen in seinen Schwächen annimmt und an seiner Seite bleibt.

In diesem Sinn steht *Lucas* – wie übrigens die meisten der Bücher, die bisher den *Buxtehuder Bullen* gewonnen haben – in der Tradition des *Bullen*, den man als den „geistigen Urvater“ des Preises bezeichnen könnte, nämlich dem vom Amerikaner Munro Leaf erfundenen literarischen *Bullen Ferdinand*, der dem Tod in der Stierkampfarena entgeht, weil er einfach nicht mitmacht. Nicht etwa aus moralischen Gründen! Seine Sinne sind nur nicht auf Kampf

eingestellt sind, sondern auf den Duft der Blüten auf seiner Wiese, den er über alles liebt. Als ihm dieser Duft in der Stierkampfarena von den Hüten der Frauen entgegenströmt, gibt er sich ihm so völlig hin, dass er die Provokationen der Pikadores überhaupt nicht wahrnimmt. Dennoch hat auch Ferdinand ein Gewaltpotential. Es kommt zum Ausbruch, als er von Hummeln gestochen, in Raserei gerät und so den Ruf erlangt, der fürchterlichste Bulle weit und breit zu sein.

Der Geist des friedliebenden Bullen wird nun seit fünfunddreißig Jahren von der Stadt Buxtehude in die große weite Welt getragen.

Als ich im Frühjahr dieses Jahres zu einem internationalen Literaturfestival des PEN nach New York eingeladen wurde, traf ich dort den israelitischen Autor David Grossman, Preisträger von 2001. Unter den fünf eingeladenen Kinder- und Jugendbuchautoren zwei Bullenpreisträger. Das Thema der Tagung: Vernunft und Glaube.

Es hatte etwas sehr Nahes und Vertrautes, als David und ich beim Frühstück in unserem Hotel mitten in Manhattan unsere Erinnerungen an Buxtehude austauschten, über Winfried Ziemann, den Bullenvater, sprachen, aber auch über eine Welt, in der junge Menschen immer wieder Opfer von unvorstellbarer Gewalt werden. Da wir beide auf unterschiedliche Weise mit Holocausterfahrungen in Berührung gekommen sind, war es auch ein trauriges Gespräch, das viele Fragen aufwarf. Zum Beispiel die Frage nach der Hoffnung.

Dazu noch einmal Cait:

Ich schüttelte das Dunkle aus meinem Kopf und griff nach meiner Hoffnung. Hoffnung. Hoffnung. Hoffnung.

In einer kleinen Buchhandlung in meiner Heimatstadt Osnabrück las ich vor kurzem auf einem Günter Grass Plakat den Satz: *Das Buch hat das letzte Wort*. Er hat mich – gerade im Zusammenhang mit Grass' neuem Roman – ehrlich gesagt, befremdet, und ich äußerte mich auch so.

Dieser Ausspruch meine ja nur, dass das Buch die anderen Medien überleben werde, wurde mir daraufhin geantwortet.

Wie dem auch sei, mir gefällt der Satz trotzdem nicht. Nichts und niemand sollte das letzte Wort haben.

Das Wort ist Anfang. Wenn es seine schöpferische Kraft entfaltet, kann es immer wieder etwas Neues in Bewegung bringen. Beim intensiven Lesen nimmt der Leser das Wort eines anderen für sich in Besitz, gibt ihm einen Raum, in dem sein Zauber wirken kann: die Kraft eines Anfangs, der in die Weite eigener Möglichkeiten führt, nicht zu einem Ende, an dem das letzte Wort gesprochen wird.

Ich sah Lucas zum ersten Mal letzten Sommer an einem sonnigen Nachmittag Ende Juli. Natürlich wusste ich da noch nicht, wer er war ... das heißt, wenn ich es mir genau überlege, wusste ich noch nicht einmal, was er war. Das einzige, was ich vom Rücksitz des Wagens aus erkennen konnte, war eine grün gekleidete Gestalt, die im flimmernden Dunst der Hitze den Damm entlang trottete; eine schwächliche, zerlumpte Person mit einem Wuschelkopf aus strohblondem Haar und einer Art zu gehen – ich muss immer noch lächeln, wenn ich dran denke –, einer Art zu gehen, als würde er der Luft Geheimnisse zuflüstern.

So der wunderbare Anfang des Romans Lucas, der von dort aus durch die Erzählung und zu einem Ende führt, das wieder ein Anfang ist.

Lieber Kevin Brooks, ich gratuliere Ihnen zu *Lucas* und dem hier ebenfalls anwesenden Übersetzer Uwe-Michael Gutschhahn zu seiner exzellenten Übersetzung. Ich wünsche dem Roman noch viele Leser und Ihnen, dass er Ihnen (im Gegensatz zu John McCann) nicht nur Preise einbringt, sondern auch mehr als nur ein bisschen Geld.

Dear Kevin Brooks, I congratulate you on *Lucas*, and your translator Uwe-Michael Gutschhahn on his excellent translation. I wish the novel many readers, and I hope that it brings you, (in contrasts to John McCann), not only prizes, but also more than a little money.